

1.11. 1915

## Die Heimkehr der Internierten.

Zürich, Ende Dezember 1914.

Ein Nebeltag. Es ist nicht der dicke schwere, düstere, auf der Stimmung wie ein Abdruck lastende englische Nebel. Dieser Schweizer Nebel ist von einem lichten hellen Grau, das sich weich um alle Umrisse legt, aus dem Menschen und Dinge plötzlich hervortreten, um ebenso plötzlich wieder zu verschwinden. Sein Kampf mit der Sonne, die über der Nebelschicht aus klarem blauem Himmel strahlt, führt zu den schönsten und zartesten Licht- und Schattenspielen. Sie zeichnet die Züricher Landschaft mit See und Fluß, mit Wald- und Wiesenbergen und Alpen dahinter, mit Türmen und Kuppeln und Dächern und Häuserstapeln bald mit Silberstift und bald mit Pastell. Sie läßt sie bald wie eine Habierung erscheinen, bald wie eine hingehauchte Köttestudie. Einstweilen aber ist diese pittoreske Zweikampf zwischen Nebel und Sonne noch lange nicht ausgefochten, denn es ist zeitlich morgens und alle Straßenlaternen brennen noch. Wie große blasser Sonnen leuchten sie durch das Grau. Auch in der Bahnhofshalle haben die Bogenlampen Mühe, durch das Grau zu dringen. Es macht einen ganz seltsam gespenstischen Eindruck, wie die Züge aus der brauenden Nebelmauer auftauchen, wie auf den Bahnsteigen das Menschengewimmel sich silhouettiert. Denn um diese Zeit laufen die Frühzüge ein, die aus der Umgebung Arbeiter und Beamte nach Zürich bringen.

Vor einem Perron stehen eine Gruppe eleganter Damen mit großen Körben, mächtigen Paketen beladen, und einige Herren, die schwarzgelbe und schwarzweißrote Abzeichen tragen. Das sind Mitglieder der österreichisch-ungarischen und der deutschen Kolonie in Zürich, die hier Landesgenossen aus Frankreich erwarten. Die Seele dieser Hilfsbereitschaft ist der österreichisch-ungarische Generalkonsul Herr v. Maurig. Jeden Morgen kommen jetzt in Zürich Züge mit Internierten an. Sie werden durch die Schweiz bis an die deutsche oder österreichische Grenze geführt, um von dort in ihre Heimat zu gelangen. Es kommen fast lauter Frauen an; sehr wenig Männer. Und diese sind entweder längst dem militärischen Alter entwachsen oder noch zu jung für die Waffe. (Diesmal zum Beispiel kamen ausschließlich Frauen.) Sie werden in Zürich, wo Frühstüdtation ist, mit ruhiger Liebenswürdigkeit aufgenommen, mit der sachlichen Gastlichkeit, die die Schweizer charakterisiert. Ich sah den Bahndienst auf Bahnhöfen in Wien und in deutschen Städten. In Wien hat der rege Eifer des Samariteriums einen mondainen Schimmer, und Charitas scheint daran erinnern zu wollen, daß auch die Grazien Charitinnen hießen. In Deutschland türmt der Wunsch zu helfen, wie eine Brandung gegen den Zug, wenn ihm die Not entleigt. Hier in Zürich verschwinden Helfer und Helferinnen vor ihren praktischen Gaben. Rings um das Kaffeegeschirr auf den langen Tischen des Bahnhofrestaurantes türmen sich Berge von Schokolade und Kakes und Nusseln. Für Zeitungen ist gesorgt. Nicht nur Schweizer Zeitungen mit den neuesten Nachrichten, sondern auch Blätter aus der Heimat gibt es für die Ankommenden. Ein Herr erscheint mit einem ganzen Pack von ungarischen Zeitungen. Zeitungen aus Wien und Berlin werden heiß begehrt. Ein Teller mit Silber- und Kupfermünzen wandert um die Tische, aber die Sammlung geht von den Reisenden selbst aus, die für die deutschen und österreichischen Verwundeten sammeln. Fast alle hier haben kein Geld. Denn das Wenige was sie hatten, als sie in Frankreich interniert wurden, ist längst aufgebraucht. Müdigkeit führt sie in ihre Heimat. Aber auch die Allerärmsten finden noch im tiefsten Grund ihrer Tasche einen letzten Groschen für die Verwundeten.

Stimmengewirr erfüllt den Raum. Alle Stimmen jedoch haben einen hellen, heiteren Klang. Wohin man blickt, sieht man frohe Gesichter, sind es ja lauter Heimkehrer! Und nie erscheint einem die Welt so schön, die Sonne so licht, das Leben so lockend, als wenn man aus dem Gefängnis der Heimat zutreibt.

Die Frauen, die heute hier Raft machen, sind meistens Erzieherinnen, Nonnen, Kindermädchen, Köchinnen, Stubenmädchen. Darunter einige Studentinnen, die in Paris wissenschaftlich arbeiteten; auch eine Dame aus den besten Bürgerkreisen mit vier Kindern, die bis Anfang Oktober in Paris unbehelligt bleiben konnte. Sie erzählt, und diese Er-

zählung bekommt man alle Tage von den freigeordneten Internierten zu hören, daß sehr viele Ausländer ganz ruhig in Paris geblieben waren — natürlich nach obligater Auseinandersetzung mit den Behörden und mit täglicher Meldepflicht —, bis dann die Engländer darauf bestanden, daß alle Ausländer ausnahmslos interniert würden. Die Erzählungen der Internierten sind — gleichsam schichtweise — sehr verschieden. Gestern klagten sie über elendes wochenlanges Lager auf Stroh, schlechte Kost, brutale Behandlung, fortwährende Bewachung durch Militär, absolute Unmöglichkeit, die Lage zu verbessern. Heute weiß der Zug weit Besseres zu berichten. Klagen sind heute selten.

Die meisten dieser Frauen waren zuerst in einem Kloster, wo sie von den Schwestern sehr gut behandelt wurden und dann in einem Ort in der Normandie, wo die Behandlung ebenfalls ganz menschlich war. Der Zufall brachte einen sehr reichen Deutschen in dieses Konzentrationslager als Leidensgenossen. Mit seinem Gelde erleichterte er das Los der Mitgefangenen, verbesserte das Frühstück, hob das Mittagmahl und vervollkommnete das Abendessen. Auch die Bevölkerung in dem Orte, die zuerst die Deutschen wie wilde Tiere angestarrt hatte, verhielt sich später nicht mehr aggressiv, ließ die Internierten ruhig spazieren gehen und beschimpfte sie nicht. Die meisten dieser Frauen und Mädchen, die in dienender Stellung waren, berichten, wie sehr sich ihre französischen Herrschaften bemüht haben, ihr Los zu erleichtern, ihnen die Internierung so lange als möglich zu ersparen. Da ist eine Köchin, die dreißig Jahre in Dion diente. Sie weint, wenn sie an ihre Herrenleute denkt, die bis zum letzten Augenblick gut zu ihr waren. Da ist eine Erzieherin, die im Hause, wo sie Stellung fand, wochenlang verborgen lebte. Das Dorf, bei dem das Schloß lag — alle Männer waren eingerückt und nur die Frauen waren da —, verlangte ihre Auslieferung. Jeden Abend zogen die Weiber schreiend vor das Schloß und drohten, es in Brand zu stecken, wenn man die Deutsche nicht preisgebe. Der Schloßherr schützte sie und brachte sie schließlich selbst im Auto nach Paris. Dort war freilich ihre Freiheit kurze Zeit darauf zu Ende. Die merkwürdigsten Fragen werden laut: „Steht Breslau noch?“ „Kann man ungehindert von den Russen nach Wien reisen?“ „Ist es wahr, daß der ganze deutsche Generalstab gefangen ist?“ „Muß man sich mit Lebensmitteln versehen, wenn man nach Schlesien reißt?“ An einer Ecke des Tisches hält eine liebenswürdige Züricher Dame einen Vortrag über die Geschichte des Krieges. Die Zuhörerinnen sperren den Mund auf wie Kinder, denen man Wundermärchen erzählt.

Die Züge gehen weiter. Die Österreicher fahren zuerst, dann folgen die Deutschen. Die letzten Nebelhänge sind zerflattert, die Geleise blitzen im Sonnenlicht, hell leuchtet der Tag. Der Zug, der aus dem Nebel kam, fährt der Sonne entgegen. Aus allen Coupéfenstern winken die Fortfahrenden. Lachende Gesichter, glückliche Augen. Wie unglücklich müssen sie alle gewesen sein, um so tief heute den Gewinn der Freiheit empfinden zu können!

Rudolf Lothar.